



Sie ist eigentlich auf der Suche nach dem Wasser des Lebens. Die Sängerin Claudia Herr schwimmt dann in Stöckelschuhen und Abendkleid im Delfinstil eine Länge im Hallenbadbecken. Bild: Heinz Diener

Oper im Rückenschwumm

«Das Alter der Welt»: Eine aussergewöhnliche Oper stellte Musica Aperta am Wochenende im Hallenbad Geiselweid vor. Die Unterwasseroper aus Berlin bot ein gelungenes Stück Musikvermittlung zu den Themen Liebe und Hoffnung, Ewigkeit und Vergänglichkeit.

RAMONA FRÜH

Einen ersten faszinierenden Eindruck, wie das grosse Wasserbecken in die Handlung miteinbezogen würde, bot sich schon beim eigentlich trocken vorzutragenden Prolog: Schauspieler Andras Kamp rezitierte laut aus dem Expeditionsbericht des Palaoa-Observatoriums aus der Antarktis, das mit Unterwassermikrofonen submarine Geräusche erforscht. Diese grollenden Klänge von kalbenden Eisbergen und sonderbaren Lauten von Robben, Walen oder Seeleoparden wurden aufgezeichnet und von der Komponistin Susanne Stelzenbach in die Oper «Das Alter der Welt» integriert.

An Kamps Gestalt, in schwarzem Anzug und Lederschuhen, irritierte nur die Sauerstoffflasche auf dem Rücken.

Rezitierend ging er am Beckenrand entlang bis in die Mitte. Dort stieg er ins Wasser, durchschwamm das Becken weiterreferierend (durch das Unterwassermikrofon hörte man gewisse Laute, verstand jedoch gar nichts) und entstieg auf der anderen Seite immer noch sprechend und ohne eine Miene zu verziehen.

Neue Musik, einmal anders

Das zahlreiche Publikum, links und rechts des grossen Schwimmbeckens im Geiselweid sitzend, staunte! Und wie es staunte. Denn am Ende des ersten Teils gab es eine zweite Überraschung, als die junge Frau plötzlich ins Wasser sprang (die Initiantin der Unterwasseroper und Sängerin Claudia Herr) – in Stöckelschuhen und Abendkleid wohlgermerkt – und im Delfinstil

schwimmend das 50-Meter-Becken durchquerte.

Max E. Keller sorgt immer wieder für Überraschungen. Die Eröffnung der 15. Saison von Musica Aperta, normalerweise im Theater am Gleis stattfindend, verlegte er kurzerhand ins Geisi. Und mit dieser unüblichen Umgebung sorgte er für ein gelungenes Novum in Winterthur.

Dass auch das Publikum gespannt war, zeigte der Aufmarsch von Jung bis Alt. In ihrem gewohnten Umfeld, dem Hallenbad, konnte es die Neue Musik ganz anders erleben und wahrnehmen. Dies gefiel als Ganzes sehr gut.

Die Handlung der Oper beschreibt die Suche einer alten (Veronika Böhle) und einer jungen Frau nach dem Wasser des Lebens, dem Jungbrunnen. Anstatt eines unendlichen Lebens finden sie jedoch Kälte in der unberührten Landschaft der Eisberge. Auf ihrer Suche begegnen sie dem Schwertwal Schwermut (Andras Kamp) und sind umgeben von zwei Chören von Robben. Auch die Chöre, einer davon die

Singfrauen Winterthur unter der Leitung von Franziska Welti, sangen vom Wasser aus. Bis zur Brust reichte es ihnen, sie harhten dort längere Zeit aus, waren später als Eisberge verkleidet und schwammen gegen Ende durchs Becken. Obwohl Welti bekannt ist für Aussergewöhnliches, dürfte dieser sehr gelungene Einsatz die Frauen einiges an Überwindung gekostet haben.

Der Schwertwal steppt

Die äusserst geglückte Kombination von Chören, Solisten, Instrumentalmusik und den submarinen Klängen der Antarktisforscher war ganz dem Element Wasser unterstellt. Die Komponistin Susanne Stelzenbach versteht es, ihre Komposition an die Klangwelt unter Wasser sorgfältig und überzeugend anzupassen. Die Grösse des Raumes war dabei eine besondere Herausforderung: Die drei Instrumentalisten von Tuba, Cello und Trompete unter den Sprungbrettern gingen durch das Treiben im Wasser fast etwas unter, die Perkussionistin spielte in der Mitte des

Beckens mit Tauchanzug unter Wasser, was etwas ungewohnt war.

Im zweiten Teil waren es wiederum die beiden Hauptfiguren, die besonders gefielen: Schwertwal Schwermut mit einer verrückten Steptanzeinlage, die junge Frau mit wunderbarer Stimme aus und unter dem Wasser. Sowohl im Rückenschwumm als auch mit Meerjungfrauenflosse auf einem ausgedehnten Tauchgang, besang sie in schönstem Mezzosopran ihre Klagen und bewegte sich anmutig durch das Wasser.

Die Robben, die dem speziellen Unterwassergesang vom Beckenrand aus zugehört hatten – allerdings mit einem Ohr an der Wasseroberfläche – glitten ins Wasser und nach einem kurzen, fröhlichen Tumult liessen sich alle treiben. Ohne Bewegung lagen sie im Wasser, wurden allmählich zusammengetrieben von der Strömung und fanden nahe beieinander die Wärme der anderen. Die Scheinwerfer zauberten durch die Reflexe der Wasseroberfläche ein tänzelndes Licht an die Wände. Grosser Applaus und Jubelrufe.

Zwei Arbeiter im Sand

Der Männeralltag zeigt sich in seiner Absurdität. Doris Strütt lotet im Kellertheater Michael McLeans Tragikomödie «Die Enten» aus – bis auf den Grund.

STEFAN BUSZ

«Sie haben es auch nicht einfach», sagte der Sitznachbar nach der Premiere von Michael McLeans Stück «Die Enten» im Kellertheater Winterthur am Samstag. Ein bisschen kompliziert erschien ihm wohl die Geschichte, die er gerade gesehen hat. Im Programmheft hatte alles noch Hand und Fuss, es steht dort: Zwei Männer arbeiten an einem Teich im Park, um ihn zu entwässern. Die beiden haben nichts gemeinsam. Und doch entsteht so eine Freundschaft und so weiter und so fort – bis zum «masku-

linen Beziehungsgeflecht». Alles so einfach. So liest es sich jedenfalls. Was man dann aber auf der Bühne sieht, scheint viel komplizierter zu sein. Die Männer stehen da einfach da im Sand. Sagen wenig. Machen noch weniger, zumindest: Sie arbeiten nicht besonders effizient an ihrem Teich. Der eine trinkt Bier. Der andere Wasser. Der jüngere K. tritt als DJ auf. Der ältere R. sagt: DJs sind alle Wixer. Enten spielen auch keine Rolle, sie quaken, wenn überhaupt, herum.

Und doch sieht man in Doris Strütts Inszenierung von Michael McLeans Zweipersonenstück «Die Enten», das am Samstag die Saison im Kellertheater Winterthur eröffnet hat, alles, was dieser Männergeschichte eingeschrieben ist – und vielleicht noch ein bisschen mehr. Denn sie macht ein Türchen auf. Und zeigt, was im Dunkeln liegt.

Eine Mauer gibt es ganz richtig im Kellertheater, sie umgibt die Bühne, die Sand-Teich, Bushaltestelle, Kneipe und Hof in einem ist. Zwischen Leitern und Bierbüchsen spielt sich die ganze Geschichte ab, wie zwei Männer, ohne viel Worte zu wechseln, irgendwie in Verbindung kommen. Wörter können die beiden nicht gut. Sie verstehen sich aufs Nichtsagen. Aber das sagt manchmal viel mehr als das ganze Gequatsche. «Bock auf Bier» heisst da: Ich bin allein. Mein Vater ist auf den Tod krank. Ich möchte nicht alleine sein.

Aber das kann Erich Hufschmid, der den älteren R. spielt, natürlich nicht so sagen. Dann schaut er einfach vor sich hin. Aber sein Blick zeigt vieles, sagen wir mal: Verlorenheit in dieser Welt. Florian Steiner, der den jüngeren K. spielt, ist auch so ein Blickkünstler.

Er scheint gefasster zu sein.

In ganz kurzen Szenen öffnet sich die Langfassung einer Freundschaft, man sieht: Sie ist eher prekär und changiert so zwischen stumpfsinnig und sehr dünnhäutig. Dies zu beschreiben, ist wirklich nicht einfach, da hat der Sitznachbar schon recht. Aber man soll einfach schauen, was die zwei Schauspieler mit dieser Beziehung zweier Männer machen. Sie holen alles aus ihr heraus. (Bis 6. Okt.)



Männer und ihre Spiele: Erich Hufschmid macht die Ente. Bild: hd